

Nicolas Pepin / Elwys De Stefani (Hg.)

Eigennamen

in der
gesprochenen Sprache

francke |
VERLAG

Eigennamen in der gesprochenen Sprache

Nicolas Pepin / Elwys De Stefani (Hg.)

Eigennamen in der gesprochenen Sprache

francke |
VERLAG

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

© 2010 Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.francke.de> ·
E-Mail: info@francke.de

Satz: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH, Bayreuth
Druck und Bindung: Laupp & Göbel, Nehren
Printed in Germany

ISBN 978-3-7720-8334-1

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| 1. Eigennamen in der gesprochenen Sprache. Eine Einführung ELWYS DE STEFANI, NICOLAS PEPIN | 1 |
| <i>I. Die Eigennamen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit</i> | |
| 2. Identification et accentuation des toponymes en contexte. L'exemple de l'allemand et du suédois BETINA SCHNABEL-LE CORRE, JONAS LÖFSTRÖM | 37 |
| 3. Reflets des conditions d'oralité à travers l'emploi des noms personnels dans les textes latins PAOLO POCETTI | 57 |
| 4. Orality, a new phase in the linguistic study of proper names? SARAH LEROY | 88 |
| <i>II. Soziolinguistische und ethnographische Ansätze</i> | |
| 5. Use of slang toponyms in Helsinki TERHI AINIALA | 101 |
| 6. <i>Hier je m'appelais Hassan, aujourd'hui je m'appelle Ivan</i> L'entre-deux-prénoms des Pomaks de Bulgarie DIANA BODOUROVA | 126 |
| 7. Identità in movimento. Gli antroponimi degli immigrati fra cambiamento e conservazione ELENA TAMBORRINO, ALESSANDRO BITONTI | 140 |
| 8. Processus de nominations et construction des temporalités sociales dans une localité du Nordeste brésilien AGNÈS CLERC-RENAUD | 158 |

III. Pragmatik der Eigennamen

9. Kommunikative Funktionen von Sprecher- und Adressatennamen
in Gesprächen
JOHANNES SCHWITALLA 179
10. Nomi propri (e fatti correlati) in una telecronaca sportiva
NUNZIO LA FAUCI, HEIKE NECKER 200
11. *Tu sais quoi, Michel* ... Les fonctions pragmatiques
des noms propres dans les dialogues de film
JOHANNA ISOSÄVI 224

IV. Die Bearbeitung mündlicher Daten

12. Entrer dans l'anonymat. Etude des « entités dénommantes »
dans un corpus oral
IRIS ESHKOL 245
13. Microtoponymie agraire, langue orale et transfert de
microtoponymes de leur contexte naturel à un contexte scientifique
MARIE AURÉLIE THÉRIAULT 267

1. Eigennamen in der gesprochenen Sprache. Eine Einführung

ELWYS DE STEFANI (Universität Bern)

NICOLAS PEPIN (Universität Basel)

Einleitung¹

In einem Buch über „Eigennamen“ ist eine Auseinandersetzung mit den definitivischen Schwierigkeiten, die mit diesem Begriff einher gehen, unumgänglich. Während jeder kompetente Sprecher einer Gemeinschaft intuitiv weiß, was ein Eigenname ist, zeichnet sich die wissenschaftliche Beschreibung der Eigennamen durch große Uneinigkeit aus. Tatsächlich liegt bislang keine allgemein akzeptierte Definition des Terminus vor. Im Deutschen ist der Begriff „Eigenname“ als Kompositum seit dem 16. Jahrhundert belegt und erscheint als Übersetzung des lateinischen *nomen proprium*, das seinerseits als ‚Name im eigentlichen Sinne‘ paraphrasiert werden kann. In der lateinischen Tradition wird – mindestens seit Varro (1. Jh. v. Chr.) – das *nomen proprium* dem *nomen appellativum* gegenübergestellt. Letzterer Begriff bezeichnet eine Gruppe gleichartiger Objekte, weshalb sich im Deutschen hierfür auch der Terminus *Gattungsname* durchgesetzt hat.² In namenkundlichen Publikationen sucht man allerdings oft vergebens nach einer Definition. Meist wird von einem vorwissenschaftlichen Verständnis des Terminus „Eigenname“ ausgegangen oder man begnügt sich damit, eine minimale Begriffserklärung vorzulegen: Häufig werden Eigennamen beispielsweise als sprachliche Zeichen beschrieben, die auf eine partikuläre Instanz verweisen und deren prototypische Vertreter Personennamen (*Petra, Karl Marx, Benedikt XVI.*) und Ortsnamen (*Berlin, Kärnten, Dänemark*) sind. Es handelt sich hierbei um eine unzureichende Erklärung, die in mancherlei Hinsicht problematisch ist:

¹ Sämtliche hier erscheinenden Aufsätze sind Überarbeitungen von Referaten, die anlässlich der internationalen Tagung *Nomina 2007. Proper Names in Spoken Language* (Basel 22.–23. November 2007) gehalten wurden.

² Diese dichotomische Sichtweise ist in den meisten europäischen Idiomen erhalten geblieben, so z. B. in den Sprachen der hier versammelten Aufsätze: Das Französische unterscheidet zwischen *noms propres* und *noms communs*, ebenso das Italienische (*nomi propri* vs. *nomi comuni*). Einzig im Englischen ist eine feinere Differenzierung üblich: Auf grammatischer Ebene wird zwischen *proper nouns* und *common nouns* unterschieden, während die Opposition zwischen *proper names* und *appellatives* gemeinhin auf den semantischen Status des jeweiligen Sprachzeichens bezogen wird.

- Es wird davon ausgegangen, dass eine stabile, eindeutige Verbindung zwischen dem Namen und dem Referenten besteht. Es ist jedoch bekannt, dass sowohl Personen als auch Orte oft mit mehr als nur einem Namen bezeichnet werden. Personen können beispielsweise aufgrund biografischer, kultureller, historischer oder situativer Variablen verschieden genannt werden. Joseph Alois Ratzinger ist beispielsweise erst durch seine Ernennung zum Papst zu Benedikt XVI. geworden, wobei sein bürgerlicher Name ebenfalls weiterhin Verwendung findet – ebenso Übernamen wie *Papa Ratz* usw.
- Die minimale Definition sagt nichts über den sprachlichen Status des Eigennamens aus. Tatsächlich geht aus dieser Beschreibung nicht hervor, welche Eigenschaften aus sprachlicher Sicht einen Eigennamen (als „besonderes“ sprachliches Zeichen) ausmachen. Ebenso wenig sagt sie etwas über die sprachlichen Formen und Funktionen aus, mit denen Eigennamen verwendet werden können. Man beobachtet jedoch eine große Vielfalt und Komplexität in der Namenverwendung: Der Eigename kann beispielsweise mit oder ohne Determinans in Erscheinung treten (*Deutschland*, aber *die Türkei*), er kann grammatische Veränderungen aufgrund der Flexion erfahren (vgl. die feminine Form in *Paris la belle* mit der maskulinen Variante in *le vieux Paris*), er kann die Grundlage von Ableitungen bilden (aus *Berlusconi* geht *una legge berlusconissima* hervor), usw.
- Sie beschreibt in erster Linie die individuelle Referenz des Eigennamens und nicht die Art und Weise, wie sich dieser in einen Text, einen Diskurs usw. einbetten lässt. Tatsächlich treten Eigennamen aber innerhalb von kulturellen Dokumenten in Erscheinung (Texten, Gesprächen, Interaktionen etc.), womit sie sowohl eine kotextuelle als auch eine kontextuelle Einbettung erfahren. Damit wird ihnen auch eine soziale Bedeutung zugeschrieben – als sprachliche Einheiten, die in gesellschaftliche Handlungen eingebunden und damit auch einer Gemeinschaft zugehörig sind.
- Schließlich ermöglicht sie es nicht, die unterschiedlichen Funktionen zu beschreiben, mit denen Eigennamen verwendet werden. Eigennamen dienen nicht nur der Referenzierung, sondern auch der Organisation des Diskurses (sie treten beispielsweise gehäuft in Gesprächseröffnungen auf, dienen aber auch der Adressierung eines Redebeitrags und leiten nicht selten den Wechsel des Gesprächsthemas ein), der Definition der sozialen Beziehungen zwischen den Sprechern (insbesondere im Ausdruck von Höflichkeit, Intimität und Machtverhältnissen) aber auch der Kategorisierung der Gesprächsteilnehmer.

Der referentenbasierten Definition des Eigennamens möchten wir in diesem Buch eine etwas weiter gehende Auffassung gegenüberstellen. Die hier versammelten Aufsätze zeigen auf, wie Eigennamen in unterschiedlichen sprechsprachlichen Zusammenhängen verwendet werden. Dabei beschreiben die einzelnen Autoren die Funktionsweisen der Eigennamen jenseits der tradierten Sinn-/Referenz-Problematik.

Die Erforschung der Eigennamen. Gegenstände, Methoden, Daten

Eigennamen stellen in unterschiedlichen wissenschaftlichen Bereichen (z. B. Philosophie, Sprachwissenschaft, Namenkunde, Anthropologie, Psychologie, usw.) ein Forschungsobjekt dar, weshalb sich deren Erforschung nicht prioritär einer bestimmten Disziplin zuschreiben lässt. In dieser Einführung beleuchten wir die wichtigsten Ansätze zur Erforschung der Eigennamen, wobei wir sowohl auf die Ähnlichkeiten als auch auf die Verschiedenheiten der Forschungsmethoden eingehen. Ein bedeutender Unterschied tritt beispielsweise in Erscheinung, wenn man versucht, das Datenmaterial auf das sich die einzelnen Disziplinen berufen, zu beschreiben. So geht man in den philosophisch-logischen und semantischen Ansätzen nicht von tatsächlich dokumentierten Daten aus, sondern bezieht sich auf introspektive Kenntnisse und damit auf erfundene Beispiele. Einige dieser Namenbeispiele – wie *Aristoteles*, *Fido* oder *London* – finden sich mit erstaunlicher Regelmäßigkeit in den Arbeiten verschiedener Autoren wieder. Nur in sehr seltenen Fällen werden Namen in ihrem ursprünglichen Kontext untersucht, erscheinen dann aber meist in stilisierter, „gesäuberter“ Form.

In der Sprachwissenschaft hat sich die Auseinandersetzung mit den Eigennamen erst seit dem schwindenden Einfluss des Strukturalismus entwickelt. Indem der Eigenname wieder als Forschungsobjekt der Linguistik legitimiert wurde, haben sich die Forscher in ihren Untersuchungen sehr rasch authentischen Daten der geschriebenen Sprache zugewandt. Es fällt auf, dass der darauf folgende Schritt – der darin bestanden hätte, Daten aus der gesprochenen Sprache zu untersuchen – nur selten gemacht wurde, obwohl vor allem in jüngeren Jahren zahlreiche Korpora gesprochener Sprache zugänglich wurden und obwohl die technischen Mittel (Aufzeichnungsgeräte, Computerprogramme usw.) mittlerweile kostengünstig erhältlich sind. Es liegen zwar Untersuchungen zur Verwendung der Namen in Filmdialogen vor (vgl. den Aufsatz von Isosävi, Kap. 11), doch analysieren solche Arbeiten oft „stilisierte“ Varianten der gesprochenen Sprache. Studien dieser Art können zwar kaum über die tatsächlichen Verwendungsweisen der Namen

in der spontan gesprochenen Sprache Auskunft geben, sie illustrieren jedoch wie Drehbuchautoren „gesprochene Sprache“ interpretieren und wiedergeben. Auch Untersuchungen zu Filmdialogen können folglich die Funktionsweisen der Eigennamen im spontanen Diskurs zumindest ansatzweise beleuchten. Andere Bereiche der Sprachwissenschaft arbeiten zwar auch mit prototypischen Namenbeispielen (von ihrem textuellen und sozialen Kontext losgelöste Personen- oder Ortsnamen, meist im Singular und ohne Determinans), berufen sich jedoch auf experimentelle Versuchsanordnungen, wie z. B. in der Neuro- und Psycholinguistik. Die gesprochene Sprache hat hier zuweilen einen wichtigen Stellenwert, etwa im Zusammenhang mit Fragen der Sprachproduktion.

Ansätze, die eine ausgeprägte empirische Ausrichtung aufweisen, haben sich vermehrt auch der gesprochenen Sprache zugewandt. So hat sich auch die Namenkunde – die sich traditionsgemäß auf die Analyse authentischer (geschriebener) Dokumente stützt – mit der gesprochenen Sprache befasst. Die Berücksichtigung sprechsprachlicher Daten hat jedoch weder eine theoretische Auseinandersetzung mit dem epistemologischen Status der Eigennamen, noch eine kritische Hinterfragung der eigenen Forschungspraxis zur Folge gehabt. Mit den Eigennamen hat sich außerdem die Anthropologie beschäftigt und dabei die Erkenntnis gewonnen, dass diese eine wichtige Rolle in der sozialen Strukturierung der Gemeinschaft spielen. Sowohl in der Namenkunde als auch in der Anthropologie ist die gesprochene Sprache meist nur indirekt dokumentiert – durch die (teilnehmende) Beobachtung des Forschers oder durch dessen schriftliche Aufzeichnungen (z. B. *Fieldnotes*). Obwohl diese Art der Datenaufzeichnung rasch und mit wenigen technischen Mitteln zu bewerkstelligen ist, weist sie auch einen nicht unerheblichen Nachteil auf: Es entgehen ihr Phänomene der Sprachproduktion (z. B. Lautstärke, Prosodie, aber auch Wortüberlappungen zwischen verschiedenen Sprechern usw.), die somit für die Analyse nicht zur Verfügung stehen. Diese Einschränkung kann umgangen werden, wenn die sprechsprachlichen Daten mit Audio- und Videoaufzeichnungen festgehalten werden: Diese Vorgehensweise hat sich die interaktionale Onomastik zu eigen gemacht, welche die Eigennamen auf der Grundlage detailgetreu transkribierter Daten (die dem Leser zugänglich gemacht werden) untersucht. Diese jüngere Forschungsrichtung wendet die Methoden der Konversationsanalyse an, um zu untersuchen, wie Eigennamen in der Interaktion verwendet werden. Während die Konversationsanalyse die Methoden erforscht, welche die Mitglieder einer Gemeinschaft verwenden, um ihre sozialen Handlungen durchzuführen, so analysiert die interaktionale Onomastik die Art und Weise in der die Sprecher im Rahmen ihrer sozialen Handlungen Eigennamen einsetzen. Somit stellt der Eigenname für die interaktionale Onomastik kein un-

mittelbares Forschungsobjekt dar, sondern vielmehr eine Ressource, die den Sprechern zur Verfügung steht und die unter Berücksichtigung anderer Aspekte der Interaktion untersucht werden muss – wie z. B. der syntaktischen, prosodischen und sequenziellen Organisation des Gesprächs, aber auch der multimodalen Dimension menschlichen Interagierens (Gestik, Blickrichtung, Körperbewegungen usw.).

Diese kurze Darstellung des in den verschiedenen Forschungstraditionen berücksichtigten Datenmaterials lässt die Schwierigkeiten erahnen, welche die Analyse gesprochener Sprache mit sich bringt. Bevor wir jedoch die bisherigen Arbeiten zur Rolle der Eigennamen in der gesprochenen Sprache vorstellen, präsentieren wir im folgenden Abschnitt eine detaillierte – wenn auch nicht erschöpfende – Übersicht der bisherigen Forschungsansätze zu den Eigennamen. Sie soll dem Leser, der Leserin die Möglichkeit geben, die vorliegende Publikation innerhalb des aktuellen epistemologischen Diskurses zu situieren.

Der philosophisch-logische Ansatz

Die Auseinandersetzung mit der Benennung der uns umgebenden Welt³ und mit den Eigennamen ist ebenso alt wie die Überlegungen zur Sprache im Allgemeinen. Schon in Paninis Sanskrit-Grammatik (5. Jh. v. Chr.) wird dem Namen eine große Bedeutung zugeschrieben, wobei der indische Gelehrte keine Unterscheidung zwischen verschiedenen Namenarten (wie z. B. zwischen Eigennamen und Gattungsnamen) vornimmt. Etwa zur gleichen Zeit, aber in einem anderen Kulturkreis, erklärt Konfuzius (5. Jh. v. Chr.), dass die Namen die Essenz der Dinge, denen sie entsprechen, ausdrücken. Das Namensystem sollte daher – dem Bedürfnis nach Harmonie zufolge – die Rollen und sozialen Funktionen der Namensträger berücksichtigen (vgl. hierzu Auroux 1996). In Platons Dialog *Kratylos* (ca. 385 v. Chr.) werden hingegen zwei Sichtweisen einander gegenüber gestellt: Zum einen die von Kratylos vertretene Annahme, wonach eine natürliche Verbindung besteht zwischen den Objekten und den Namen, die sie bezeichnen, zum anderen die entgegengesetzte Überzeugung des Hermogenes, wonach eben diese Verbindung durch eine Vereinbarung zwischen den Menschen entstanden ist. Der letzteren These war eine dauerhafte Kontinuität beschieden: Sie findet sich nicht nur in Aristoteles' Schriftensammlung *Organon* wieder, sondern wird auch vom Begründer der strukturalistischen Sprachwissenschaft, Ferdinand de Saussure, übernommen. Sprachliche Zeichen beruhen laut Saussure auf Konventionen, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft entstanden sind:

³ Bauer (1995: 16) verweist in diesem Zusammenhang auf „das Worten der Welt“.

Die Beziehung zwischen dem (Eigen)Namen und seinem Referenten ist daher arbiträr.

Im Bereich der philosophischen, der sprachphilosophischen und der logischen Auseinandersetzung mit den Eigennamen wird allgemein zwischen der Zeit vor und der Zeit nach John Stuart Mill unterschieden. In seinem Werk *A System of Logic* (London, 1843) verteidigt der englische Philosoph ein Verständnis des Eigennamens, das bis in unsere Tage nichts von seinem Einfluss eingebüßt hat. In Mills Sichtweise besitzen Eigennamen keine eigene Bedeutung, sondern referieren lediglich auf ein extralinguistisches Objekt: „The only names of objects which connote nothing are proper names; and these have, strictly speaking, no signification“ (Mill 1843: 34). Diese Auffassung ist als Kennzeichnungstheorie des Eigennamens bekannt, die in jüngerer Zeit auch von Saul A. Kripke weiterentwickelt worden ist, der Eigennamen als „starre Designatoren“ (*rigid designators*, Kripke 1972) versteht.

Als Gegensatz zur Millschen Sichtweise hat sich die so genannte Beschreibungstheorie entwickelt, die in Bezug auf die Sinn-/Referenz-Problematik einen entgegengesetzten Standpunkt vertritt: Ausgehend von den Arbeiten Freges (1892) und Russells (1905) wird der Eigenname als Ausdruck verstanden, der auch über eine Bedeutung verfügt. Frege definiert den Eigennamen als „Bezeichnung eines einzelnen Gegenstandes“ (Frege 1892: 27) und schließt interessanterweise in diese Kategorie auch Ausdrücke ein, die „aus mehreren Worten oder sonstigen Zeichen“ (*ibid.*) bestehen. Bertrand Russell unterscheidet hingegen die „gewöhnlichen“ (*ordinary*) Eigennamen – die er mit „abbreviated definite descriptions“ gleichsetzt – von den Zeichen, die „logischerweise“ (*logically*) Eigennamen sind. Mit letzteren bezeichnet er Gegenstände, die unmittelbar erkannt werden können, ohne dass sie mithilfe von Beschreibungen identifiziert werden müssen: In diese Kategorie fallen daher deiktische Elemente wie *dies* und *das* (Russell 1905).

Das Spannungsfeld zwischen Kennzeichnungs- und Beschreibungstheorie hat die philosophische und logische Auseinandersetzung mit den Eigennamen entscheidend geprägt (vgl. Hörnig 2003, Vaxelaire 2005) und wird auch in jüngeren Ansätzen integriert (vgl. Textor 2005).

Auf die Tatsache, dass für einen bestimmten Referenten verschieden lautende Bezeichnungen möglich sind, verweist John Searle, wenn er Eigennamen als Bündel von Beschreibungen versteht (Searle 1958). Diese sprachphilosophische Auffassung – die als Bündeltheorie bekannt ist – geht davon aus, dass Eigennamen zwar einen deskriptiven Inhalt besitzen, dass dieser aber nicht nur anhand einer einzigen Beschreibung wiedergegeben werden kann. Searle schreibt den Eigennamen zwar jegliches beschreibende (definitivische) Charakteristikum ab – womit er erklärt, weshalb ein Personennamen

nichts über die tatsächlichen Attribute der Person, die ihn trägt, aussagt – versteht sie aber trotzdem als sprachliche Zeichen, die eine Bedeutung haben. Das Bündel von Bedeutungen, das einem Eigennamen zugeschrieben wird, ergibt sich laut Searle aus dessen Verwendungsbedingungen: Die Sprecher machen die eine oder andere Beschreibung in Abhängigkeit kontextueller Faktoren relevant. Diese pragmatische Theorie der Eigennamen bezieht sich damit auch auf die kommunikativen Aspekte der Eigennamenverwendung, insbesondere auf den sprachlichen und den extralinguistischen Kontext. Methodisch unterscheidet sich der searlesche Ansatz jedoch nicht grundlegend von der älteren philosophischen Tradition. Obwohl sich Searle für die gesprächsrelevanten Faktoren der Namenverwendung interessiert, arbeitet er mit erfundenen Beispielen, die nicht die tatsächliche Verwendungsweise belegen, sondern vielmehr die allgemeine Funktionsweise der Namen illustrieren. Es werden also nicht empirisch belegbare Ereignisse beschrieben, sondern vielmehr idealisierte Situationen, die durch introspektive Überlegungen elizitiert werden.

Die philologische Tradition

Unter dieser Überschrift behandeln wir diejenigen Disziplinen, die ihre Aufmerksamkeit auf die Analyse und die Reproduktion von Schriftzeugnissen gerichtet haben. Hierzu zählen wir zum einen die Lexikografie, die – vor allem in ihrer sprachhistorischen Ausprägung – auf der Grundlage schriftlicher Dokumente (literarische Texte, aber auch Urkunden, Urbare, Briefe usw.) die Bedeutungsmotivation eines Begriffes zu erschließen versucht. Zum anderen gehört auch die Namenskunde in diese Kategorie, da sie sich in ihrer traditionellen Ausprägung vor allem mit der etymologischen Deutung der Eigennamen befasst.

Lexikografie

In den europäischen Wörterbuchtraditionen lässt sich ein sehr unterschiedlicher Umgang mit den Eigennamen feststellen. In der deutschsprachigen Tradition haben Eigennamen nur sehr spät Eingang in die Wörterbücher gefunden. Zwar wurden im deutschsprachigen Gebiet bereits während der Reformation Bücher mit Personennamenlisten veröffentlicht, diese erschienen jedoch mit der Absicht, den werdenden Eltern christliche Taufnamen nahe zu bringen.⁴

⁴ Im Jahre 1537 erscheint in Wittenberg ein anonymes Werk mit dem Titel *Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta* – das in späteren Ausgaben Martin Luther zugeschrieben wird. Der Katholik Georg Wetzel veröffentlicht 1541 das *Onomasti-*

In den französischsprachigen Gebieten ist die heute noch übliche lexikografische Trennung von Gattungsnamen und Eigennamen bereits im 17. Jahrhundert initiiert worden. In der Einleitung des *Dictionnaire de l'Académie française* (1694) werden technische Ausdrücke und wissenschaftliche Termini („termes des Arts & des Sciences qui entrent rarement dans le Discours“; vgl. Bray 1990: 1799) – die oft aus Eigennamen bestehen oder daraus hervorgehen – explizit aus dem *Dictionnaire* ausgeschlossen. Diese werden hingegen in Thomas Corneilles Ergänzungswerk mit dem Titel *Dictionnaire des termes d'arts et des sciences* (1694) aufgenommen.⁵ Die getrennte Registrierung von Begriffen, die der französischen Sprache angehören und von Eigennamen (die in dieser Perspektive wohl nicht im gleichen Sinne zur französischen Sprache gezählt werden können), wird in der französischsprachigen lexikografischen Tradition heute noch beibehalten. So erfährt der Leser in der Einleitung der jüngsten Ausgabe des *Petit Larousse Illustré* – eines der meist verkauften Lexika –, dass das Wörterbuch in zwei Teile gegliedert ist: „la première est consacrée aux *mots de la langue française*,⁶ couramment appelés ‚noms communs‘, tandis que la seconde s'intéresse aux *noms propres*“ (PLI 2009: III). Die lexikografische Trennung der Eigennamen von den übrigen Spracheinheiten erklärt sich also aus der weit verbreiteten Auffassung, wonach Eigennamen nicht zu einer bestimmten Sprache gehören und demnach nicht definiert werden können. Dieses Verständnis der Eigennamen hat zur Folge, dass ihre lexikografische Bearbeitung vorwiegend enzyklopädischer Art ist (vgl. Vaxelaire 2005).

Namenkunde

Eng mit der lexikografischen Tradition verbunden ist auch die Namenkunde (oder Onomastik), die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts als wissenschaftliche Disziplin etabliert hat. Sie stellt den Eigennamen ins Zentrum ihres Interesses, wobei vor allem die philologische und etymologische Beschreibung der Eigennamen angestrebt wird. Ziel des historischen Ansatzes ist es, die ursprüngliche Motivation eines Namens zu beschreiben: Die onomastische Forschung hat hierbei vor allem den Ortsnamen (Toponyme) und den Personennamen (Anthroponyme) besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden Ortsbezeichnungen sowohl von Philologen als auch von Geografen untersucht. Dem historischen An-

con ecclesiae. Die Taufnamen der Christen deutsch und christlich ausgelegt, während Konrad Gessner 1546 in Basel sein *Onomasticon proprium nominum* drucken lässt, in dem er, in einer humanistischen Perspektive, auch Ethnonyme und Toponyme beschreibt.

⁵ Aus onomastischer Perspektive ist auch das posthume *Dictionnaire universel géographique et historique* (1708) desselben Autors erwähnenswert.

⁶ Hervorhebung im Original.

satz der Sprachuntersuchung folgend, interessiert sich mancher Philologe für die Ortsnamen und für die darin enthaltenen Elemente vergangener Sprachstufen. Mit den Ortsnamen setzten sich zur gleichen Zeit auch Dialektologen auseinander: Insbesondere in Italien sind in jenen Jahren zahlreiche Arbeiten zur Ortsnamenkunde verfasst worden (z. B. Flechia 1871, Salvioni 1902). Die Impulse, die im Rahmen der Geografie zur Untersuchung der Toponyme geführt haben, sind aus zwei Überlegungen hervorgegangen: Zum einen erhoffte man sich, aus der Analyse der Toponyme die ursprüngliche, morphologische Beschaffenheit der damit bezeichneten Gebiete zu erschließen. Zum anderen war man im evolutionistisch geprägten intellektuellen Klima versucht, die Komplexität der Ortsbeschreibungen mit der jeweiligen „Kulturstufe“ der untersuchten Gemeinschaft zu erklären. In seinem grundlegenden Werk *Nomina geographica* kommt Johann J. Egli beispielsweise zum Schluss, dass „die zahl genereller eigennamen im umgekehrten verhältniss zur culturstufe steht“ (Egli 1872: 18).⁷

Die Namenkunde – die auch die territoriale Verbreitung eines Namens untersucht – hat gezeigt, dass sich Eigennamen viel langsamer verändern als die übrigen lexikalischen Einheiten, weshalb erstere nicht selten ein wichtiges Zeugnis älterer Sprachstufen darstellen. Diese Überlegungen finden sich bereits in Gottfried Wilhelm Leibnizens (1646–1716) philosophischen Schriften, weswegen der deutsche Philosoph nicht selten als Vorreiter der Onomastik betrachtet wird. Außerdem ist hervorgehoben worden, dass in den Eigennamen (insbesondere in Ortsnamen, aber auch in Familiennamen) der ursprünglichen Motivation eine besondere Wichtigkeit zukommt: Eigennamen verweisen in ihren frühen Entstehungsphasen tatsächlich auf andere lexikalische Einheiten, insbesondere auf Gattungsnamen (vgl. Nicolaisen 1975, Zimmer 1981, Mori 1985, Lipka 2000; zur Motivationsfrage aus der Perspektive der Sozialpsychologie vgl. Zittoun 2005; zur Remotivation vgl. Kristol 2002).

Die Namenkunde wird oft als eigenständige Disziplin betrachtet, genießt aber nicht selten auch den Status eines Teilbereichs der Sprachwissenschaft (vgl. Vaxelaire 2005), obwohl vor allem in den vergangenen Jahrzehnten der Eindruck entstanden ist, dass die Namenkunde von den jüngeren sprachwissenschaftlichen Entwicklungstendenzen kaum Kenntnis genommen hat. Die Kluft, die zum heutigen Zeitpunkt zwischen der Sprachwissenschaft und der Namenkunde augenfällig ist, wird allgemein wahrgenommen, wie auch aus Stephen Levinsons Beobachtung hervorgeht: „[t]he study of pla-

⁷ In anderen Worten: Je niedriger die „Kulturstufe“, desto höher die Anzahl an Gattungsnamen (wie „Berg“, „See“ etc.), die für die Bezeichnung von topografischen Merkmalen verwendet werden. In höheren „Kulturstufen“ wären demnach komplexere, semantisch weniger transparente Eigennamen häufiger zu erwarten als Gattungsnamen.

cenames or onomastics is one of the older branches of linguistic enquiry [...]. But despite the long tradition of study, little of theoretical interest has emerged“ (Levinson 2003: 69). Dieses Zitat verweist auf eine der drei Ursachen, die dafür verantwortlich sind, dass die Namenkunde ihre spezifische Position innerhalb der Geisteswissenschaften nicht verteidigen konnte (vgl. Grimaud 1990, Swiggers 1991): Die onomastische Forschung hat es in der Tat versäumt, ihr theoretisches Rückgrat und somit ihr analytisches Instrumentarium zu erneuern. Sie hat es außerdem nicht geschafft, die oft als förderlich wahrgenommene Pluridisziplinarität ihrer Forschung methodisch zu definieren. Zu guter Letzt hat sie sich der gesprochenen Sprache völlig verwehrt – obwohl gerade in diesem Gebiet, der sich die Sprachwissenschaft vermehrt mit besonderem Interesse zuwendet, die Namenkunde auf eine reichhaltige (dialektologische und sprachgeografische) Tradition hätte zurückgreifen können, insbesondere im Bereich der Methodik und der Sammlung und Verarbeitung sprechsprachlicher Daten. Eine Auseinandersetzung mit der Rolle, die Eigennamen im gesprochenen Diskurs spielen, ist – jenseits pragmlinguistischer Ansätze, die anhand von erfundenen Beispielen ein idealisiertes Abbild gesprochener Sprache wiedergeben – nicht geführt worden. Diese krisenhafte Situation der Namenkunde hat manchen Autor dazu bewogen, vom „Phantom Namenforschung“ zu sprechen, wie z. B. Kremer 1985: 67 und nach ihm Brendler & Brendler 2008. Laut Dahmen *et al.* 2008 ist diese Etikette insbesondere für die romanistische Forschung zutreffend, in der die Namenkunde stets einen marginalen Stellenwert eingenommen hat – trotz der reichen, aber weitestgehend traditionell ausgerichteten Forschungsaktivität in der Hispanistik und der Italianistik.

Um dieser entzaubernden Darstellung der Onomastik entgegenzuwirken, sei festgehalten, dass die Namenkunde keine einheitliche Forschungsrichtung ist. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich in der Tat ein breit gefächertes Spektrum an Ansätzen und Forschungsgegenständen entwickelt, die aus der traditionellen Onomastik hervorgegangen sind. Die jüngere Forschung hat vor allem im Bereich der Sozioonomastik (Ainiala & Vuolteenaho 2006, Pablé 2000, 2009) und der interaktionalen Onomastik (De Stefani 2006, 2009, De Stefani & Pepin i. D.) gezeigt, dass es durchaus möglich ist, die namenkundliche Forschung mit aktuellen Entwicklungstendenzen innerhalb der Sprachwissenschaft zu verbinden. Um dieser methodischen Vielfalt Rechnung zu tragen, wäre es vielleicht angebracht, von *Namenforschungen* im Plural zu sprechen, ganz im Sinne der Organisation, welche die namenkundlichen Forscher vereint (*International Council of Onomastic Sciences*).

Eigennamen in der Sprachwissenschaft

Die Sprachwissenschaft unterhält ein zwiespältiges Verhältnis zu den Eigennamen: Während diese in der diachronen Linguistik seit dem 19. Jh. einen allgemein anerkannten Forschungsgegenstand darstellen, sind sie von der synchronen Sprachwissenschaft – insbesondere seit Saussure – als problematische Spracheinheiten von den eigenen Forschungsfragen ausgeschlossen worden. In den folgenden Abschnitten soll zum einen die unterschiedliche Konzeptualisierung der Eigennamen in den verschiedenen sprachwissenschaftlichen Disziplinen erläutert werden, zum anderen wird vor allem auf diejenigen Forschungsrichtungen eingegangen, die zum heutigen Zeitpunkt einen wichtigen Teil der onomastischen Forschung bilden.

Eigennamen im saussureschen Strukturalismus

Die schwierige Beziehung die mancher Sprachforscher heute noch zu den Eigennamen unterhält, kommt in Saussures Werk vielleicht am besten zum Ausdruck. Tatsächlich hat sich der Begründer des Strukturalismus eingehend mit den Eigennamen befasst. Im Rahmen seiner Untersuchungen zu den germanischen Legenden, setzte sich der Genfer Forscher beispielsweise mit den Personennamensystemen und der Namenüberlieferung auseinander (vgl. Avalle 1973: 59–128, Caprini 2001: 101–108). Darüber hinaus beschäftigte sich Saussure ausgiebig mit verschiedenen, vorwiegend in der französischen Schweiz angesiedelten Ortsnamen, die er einer etymologischen Untersuchung unterzog (Saussure 1922: 604–607; vgl. Testenoire 2008). Dieser vertieften Reflexion über die Personen- und Ortsnamen steht ein radikaler Ausschluss der Eigennamen innerhalb seiner einflussreichen Theorie des sprachlichen Zeichens gegenüber. Eigennamen stellen in der Tat für Saussures Zeichentheorie problematische Sprachelemente dar, die mit der strukturalistischen Methode nur ungenügend analysiert werden können. In seinem *Cours de linguistique générale* erwähnt Saussure die Eigennamen denn auch nur einmal, anlässlich der ersten Vorlesung des Jahres 1907. Saussures Verzicht, die Anwendbarkeit seiner Zeichentheorie auf Eigennamen zu überprüfen, ist mit weit reichenden Konsequenzen verbunden: Zum einen sind Eigennamen seit Saussure nicht als Forschungsgegenstände einer synchron ausgerichteten Sprachwissenschaft wahrgenommen worden, zum anderen sind sprachtheoretische Überlegungen zum (besonderen) Status der Eigennamen innerhalb des Sprachsystems kaum vertieft worden. Ein Indiz, das auf die mangelnde linguistische Vertiefung der theoretischen Aspekte der Eigennamen verweist, findet sich im onomastischen Referenzwerk von Eichler *et al.* (1995–1996): Von den 1890 Seiten, welche die Publikation umfasst, sind gerade 30 Seiten der theoretischen Diskussion der Eigennamen gewidmet.

Semantik

Als Forschungsrichtung, welche die Bedeutung der sprachlichen Zeichen untersucht, hat sich die Semantik auch mit der Bedeutung der Eigennamen beschäftigt – insbesondere in Zusammenhang mit den semantischen Konzepten der Denotation und der Konnotation (vgl. Lötscher 1995). Unter dem Einfluss Mills vertritt mancher Semantiker die Meinung, dass Eigennamen keine Bedeutung besitzen (vgl. Fleischer 1964, Hansack 2000) und dass allfällige Bedeutungszuschreibungen durch außersprachliche Faktoren zu erklären sind. Daneben sprechen sich zahlreiche Autoren für eine minimale, nicht deskriptive Bedeutung der Eigennamen aus (vgl. Debus 1977, Sonderegger 1987, Behm, Pohl & Pohl 1995), wobei hier unterschiedliche Sichtweisen verbreitet sind: Kleiber 1981 verteidigt die Idee einer denotativen Bedeutung, die auf einer referenziellen Beziehung zwischen dem Objekt und seinem Zeichen beruht und schlägt vor, Eigennamen als Prädikate der Benennung zu verstehen. Die Bedeutung des Namens *Paul* wäre aus diesem Blickwinkel ‚Einheit, die Paul heißt‘ (s. auch Kubczak 1985). Der Einfluss dieser Theorie lässt sich damit erklären, dass sie abweichende Verwendungen der Eigennamen einfach erklären kann – was die meisten klassischen Theorien nicht zu tun vermögen. Gary-Prieur (1994) beschreibt beispielsweise mehrere Bedeutungsschichten und versteht den Eigennamen als einen „starken Designator“ im Sinne Kripkes (1972), der einen denotativen (und nicht konnotativen) Inhalt besitzt.⁸ Die interpretative Semantik der Eigennamen (Vaxelaire 2005), die sich auf die Arbeiten von François Rastier stützt, geht hingegen davon aus, dass Eigennamen wie andere lexikale Einheiten mit minimalen semantischen Komponenten (Semen) zu beschreiben sind. Besonders hervorzuheben ist auch der so genannte „hypersemantische“ Ansatz – wie er beispielsweise in der Praxematik Siblots (1987) vertreten wird – der davon ausgeht, dass Eigennamen in ihren kontextuellen Verwendungen ein maximales Bedeutungspotential besitzen.⁹ Auch die Deonomastik – die den Übergang sprachlicher Zeichen von der Kategorie der Eigennamen zu jener der Gattungsnamen untersucht – arbeitet mit semantischen und grammatischen Konzepten (vgl. Buchi 2002), obwohl sie gemeinhin im Bereich der Lexikografie angesiedelt wird (vgl. Schweickard 1992).

⁸ Man beachte, dass der Begriff „Inhalt“ (engl. *content*) von Nicolaisen (1995) verwendet wird um den Terminus „Bedeutung“ (engl. *meaning*) zu umgehen.

⁹ Zur These des maximalen Bedeutungsreichtums s. bereits Bréal (1897), Noreen (1923) und Kuryłowicz (1966).

Morphosyntax

Die morphosyntaktischen Überlegungen zu den Eigennamen beziehen sich auf die Formen und grammatischen Funktionen, die diesen Spracheinheiten zugeschrieben werden können. Die sprachwissenschaftliche Forschung hat in der Tat gezeigt, dass Eigennamen mit einer großen morphologischen Vielfalt auftreten – im Gegensatz zu den weit verbreiteten stereotypen Beschreibungen, welche die Eigennamen stets in einer einfachen und unveränderbaren Form darstellen. Eigennamen und Gattungsnamen sind tatsächlich ähnlichen sprachlichen Variablen unterworfen, beispielsweise in Bezug zum Numerus (ein Familienname kann z. B. ein Individuum bezeichnen – *der Schmitt* – oder eine soziale Gruppierung – *die Schmitts*), zum Genus (z. B. frz. *Paris la belle* ‚Paris die Schöne‘, aber *le tout Paris* ‚ganz Paris‘), zur Verwendung des Artikels (*Peter* vs. *der Peter*). Die Tatsache, dass Eigennamen – ebenso wie Gattungsnamen – formale Veränderungen erfahren können, deutet darauf hin, dass der Gegensatz, der häufig zwischen den beiden Kategorien gesehen wird, nicht so sehr auf die unterschiedliche „Natur“ der Sprachzeichen zurückgeht, sondern vielmehr auf die grammatischen Beschreibungen, die von den Forschern vorgelegt werden.

Studien aus diesem Bereich untersuchen beispielsweise Phänomene, die mit der sprachhistorischen Entwicklung der Namen, der Numeruskongruenz (Coseriu 1989), der Definitheit (Sturm 2005) oder der Veränderung der Namen (Leroy 2004, 2005) zusammenhängen. Es liegen ebenso Arbeiten vor, in denen beschrieben wird, inwiefern die tatsächlichen Verwendungen von Eigennamen von einer angenommenen Standardverwendung abweichen (Jonasson 1994). Untersuchungen zum grammatischen Status der Eigennamen im Vergleich zu anderen syntaktischen Kategorien sind ebenfalls vorgenommen worden: Anderson (2007) wendet beispielsweise das Instrumentarium der *notional grammar* auf die Eigennamen an, und beruft sich dabei zu einem großen Teil auch auf morphosyntaktische Kriterien.

Die morphosyntaktischen Arbeiten sind bisher auf der Grundlage schriftlicher Korpora (meist literarischer und/oder journalistischer Texte) durchgeführt worden. Auch in diesem Bereich sind qualitative und quantitative Erwägungen zur Verwendung von Namen in der gesprochenen Sprache (aber auch in anderen Formen geschriebener Sprache, wie z. B. in Tagebüchern, Pamphleten usw.) noch ausstehend. Die Berücksichtigung sprechsprachlicher Daten wäre aber gerade aus morphosyntaktischer Perspektive interessant: Es könnte beispielsweise überprüft werden, ob die in der geschriebenen Sprache dokumentierten Phänomene auch in der mündlichen Sprachverwendung zu beobachten sind. Mit einer solchen Gegenüberstellung ließen

sich beispielsweise die morphosyntaktischen Charakteristika der Eigennamen neu beleuchten (vgl. hierzu den Aufsatz von LEROY, Kap. 4).

Textlinguistik

Eigennamen werden in der Textlinguistik und in der Diskursanalyse hauptsächlich von Autoren erforscht, die geschriebene Sprache analysieren (Kalverkämper 1978, Aschenberg 2002). In der Textlinguistik wird der Eigenname nach dessen linguistischen, phrastischen und transphrastischen Eigenschaften untersucht (vgl. Häcki Buhofer 1995). Weiterhin werden Fragen nach den grammatischen Funktionen gestellt, die ein Name erfüllen kann (Subjekt, Objekt), nach der Verwendung als Adressierung, nach den anaphorischen oder kataphorischen Beziehungen, die zwischen Eigennamen und Pronomina zu beobachten sind (vgl. Schnedecker 1998 zur Idee einer „Referenzkette“), nach dem Verhältnis zwischen Texttypus und Verwendung der Eigennamen (Sandig 1995), nach dem Problem der Übersetzung (vgl. Ballard 2001, Grass 2002). Die Analyse der referenziellen Eigenschaften der Namen, insbesondere in der adressierten Verwendung, kommt dem interaktional ausgerichteten Forschungsansatz sehr nahe, wobei letzterer jedoch ausschließlich mit sprechsprachlichen Daten arbeitet.

Weitere Ansätze

In diesem Abschnitt stellen wir zwei Forschungsbereiche vor, die zwar eng mit den vorher genannten verknüpft sind, aber seit geraumer Zeit als eigenständige Disziplinen gelten, nämlich die Anthropologie und die Neuro- bzw. Psycholinguistik.

Anthropologie

Obwohl zahlreiche Anthropologen und Ethnologen die Eigennamen einer vertieften Analyse unterzogen haben (Personen- und Ortsnamen, Namen von Gottheiten, Namen der Fauna und Flora usw.), existiert bislang keine einheitliche anthropologische Theorie der Eigennamen. Obgleich die Bereiche der physischen Anthropologie und der Ideengeschichte den Eigennamen besondere Beachtung geschenkt haben, setzten sich bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts lediglich wenige Forscher mit der Thematik auseinander: Stellvertretend hierfür stehen Lewis Morgans Untersuchungen zu den Eigennamen der *Native Americans*, die mausschen Überlegungen zum Namen als Identifikationsmittel des Individuums und als soziales Klassifikationselement, und nicht zuletzt die Arbeiten Bronislaw Malinowskis

zur Kosmologie der Bewohner der Trobriand-Inseln. Diese Liste früher Arbeiten lässt sich durch Franz Boas' (1934) Untersuchung der Ortsnamenverwendungen der Kwakiutl (autochthone Bevölkerung im heutigen Norden der kanadischen Vancouver Island) ergänzen, die sowohl die sprachliche Form der Toponyme, als auch deren Bedeutung und deren mythologische Einbettung berücksichtigte.

Im Bereich der Personennamen ist vor allem der Zusammenhang zwischen den Namen und der sozialen Einordnung der Individuen untersucht worden, insbesondere durch Lévi-Strauss (1962). Die Anthropologie hat gezeigt, dass der Personenne verwendet wird um einen Clan, ein Individuum usw. zu identifizieren, gesellschaftlich einzuordnen und ihm eine Bedeutung zuzuschreiben. In dieser Hinsicht dient der Name nicht so sehr der Benennung, als vielmehr der Klassifizierung des Anderen und des Selbst – durch den Gebrauch von Familien-, Stammes-, Vor- und Übernamen. Der Name ermöglicht es, verhältnismäßig fixierte Identitäten (Geschlechtszugehörigkeit, Abstammungsverhältnisse usw.) zu manifestieren und allfällige biografische Veränderungen zu bezeugen (Heirat, Mutterwerdung, usw.).

Laut Bromberger (1982: 111) kann der Eigename einen zweifachen Status innehaben: einen klassifikatorischen, wie soeben beschrieben, und einen symbolischen, in dem sich die Weltanschauung einer Gemeinschaft widerspiegelt und in dem ihr Glaubenssystem sichtbar wird. Der Personenne ist Symbol kraft der Werte und Tugenden, die gemeinhin in den verschiedenen menschlichen Gesellschaftsformen den Vornamen zugeschrieben werden. Die Namengebung als gemeinschaftlich verbindender und gleichzeitig distinktiver, trennender Ritus (durch die Unterteilung in Clans, Kasten, Familien, Altersphasen usw.) verweist tatsächlich sowohl auf eine klassifizierende als auch auf eine symbolische Dimension. Innerhalb dieser Auseinandersetzung hat sich die Anthropologie auch mit der sprachlichen Verwendung der Eigennamen beschäftigt, insbesondere in der gesprochenen Sprache, z. B. als Adressierungseinheiten, deren Auswahl vom jeweiligen Gesprächsteilnehmer, dessen sozialen Status usw. abhängig gemacht wird (vgl. Geertz & Geertz 1964, Evans-Pritchard 1971, Centlivres 1972). Es sei jedoch hervorgehoben, dass sich die große Mehrzahl der Arbeiten – sowohl in der strukturalistischen als auch in der kulturalistischen Tradition (vgl. Geertz 1973) – eher auf die abstrakte, funktionale oder symbolische Dimension der Eigennamen konzentriert und sich weniger mit deren effektiver Verwendung auseinandersetzt (vgl. Moerman 1988). In dieser Hinsicht sind Eigennamen jedoch weniger als Phänomene gesprochener Sprache untersucht worden denn als Elemente eines Sprachsystems, als semiotische Einheiten, welche die Mitglieder einer Gemeinschaft zur sozialen Strukturierung derselben verwenden.

Nicht nur Personennamen, sondern auch Orts- und Gewässernamen sind in der anthropologischen Tradition erforscht worden: Toponyme tragen in der Tat zur sozialen Konstruktion des Raumes bei, in dem die Gemeinschaften wirken (vgl. z. B. Zonabend 1977). Den Ortsnamen kommt außerdem in der Definition von Machtverhältnissen und in Ritualen große Bedeutung zu: In (mythischen) Erzählungen tragen etymologische Deutungen der Ortsnamen dazu bei, eine Autorität innerhalb einer Gemeinschaft zu etablieren, wie Kuipers (1984) erklärt. In diese Tradition reiht sich auch der Aufsatz von CLERC-RENAUD (Kap. 8) ein, der die Namen in den mündlichen Erzählungen einer brasilianischen Gemeinschaft untersucht.

In jüngeren Jahren ist das Forschungsgebiet in entscheidendem Maße ausgedehnt worden: Alford (1988) legt beispielsweise einen transkulturellen Ansatz zur Analyse der Beziehungen zwischen Benennung und Identität vor, während das von Vom Bruck & Bodenhorn (2006) herausgegebene Werk untersucht, welche Namen soziale Gruppen verwenden, um über sich selbst und über andere zu sprechen. Wie die Herausgeber in Anlehnung an Clifford Geertz treffend erklären, „naming is a crucial aspect of converting anybody into somebody“ (Vom Bruck & Bodenhorn 2006: 3).

Neuro- and Psycholinguistik

In der Neurolinguistik finden sich Arbeiten zu den Eigennamen hauptsächlich im Bereich der Sprachpathologie (Spracherkennung und -produktion). Die Frage nach der Verarbeitung der Eigennamen im menschlichen Gedächtnis nimmt einen großen Teil der neurolinguistischen Forschung ein (vgl. Cohen & Burke 1993). Zahlreiche Studien befassen sich beispielsweise mit der Verarbeitung der Eigennamen bei Aphasie (z. B. Semenza 1997) oder im Falle von Alzheimererkrankungen. Semenza *et al.* 2003 suggerieren beispielsweise, dass Eigennamen bei Alzheimererkrankungen die empfindlichste Namenkategorie darstellen und schlagen vor, bei der Diagnostik der Krankheit Tests einzuführen, bei denen Eigennamen erkannt werden müssen (*proper name retrieval tasks*). In diesem Zusammenhang ist auch gezeigt worden, dass Eigennamen zwar im lexikalischen System der beiden Hirnhälften gespeichert werden (vgl. Saffran *et al.* 1980), dass aber die rechte Hirnhälfte in besonderem Maße für die Produktion der Eigennamen verantwortlich ist (vgl. Van Lancker & Klein 1990, Semenza 1997).

In einer anderen Perspektive haben Müller & Kutas (1997) neurophysiologische Erkenntnisse vorgelegt, aus denen hervorgeht, dass das Gehirn Eigennamen und Gattungsnamen unterschiedlich verarbeitet. Die Resultate der neurolinguistischen Forschung scheinen folglich die dichotomische Un-

terscheidung zwischen Nomina Propria und Appellativa zu stützen – die in der westlichen Welt seit zwei Jahrtausenden tradiert wird.

Die Psycholinguistik interessiert sich ihrerseits für die Memorisierung der Eigennamen (die anders als Gattungsnamen eingepägt werden; vgl. Anderson & Hastie 1974), für die Zusammenhänge zwischen Gesichtserkennung und Benennung oder für den Zugang zum mentalen (onomastischen) Lexikon (vgl. Valentine, Brennen & Bredart 1996). Diese Studien fußen auf experimentellen Anordnungen, wobei die Eigennamen oft prototypische Personen- oder Ortsnamen sind, die den Probanden als dekontextualisierte Einheiten vorgesetzt werden. Jüngere Arbeiten haben sich außerdem der Marktforschung geöffnet und die Wirkungsweisen von Markennamen untersucht (vgl. z. B. Gontijo & Zhang 2006).

Eigennamen in der gesprochenen Sprache

Die Thematik, mit der sich diese Publikation befasst, will einerseits die unterschiedlichen sprachwissenschaftlichen Ansätze zur Erforschung der Eigennamen berücksichtigen, andererseits sollen aber auch die verschiedenen Arten „gesprochener Sprache“ konzeptualisiert und erörtert werden. Tatsächlich unterscheiden sich die hier vorgestellten Forschungsbereiche nicht nur bezüglich ihres theoretischen Hintergrunds und des analytischen Vorgehens, sondern auch relativ zu der Art und Weise, in der Mündlichkeit verstanden wird. In den folgenden Abschnitten sollen deshalb diejenigen Konzeptualisierungen vorgestellt werden, die für den vorliegenden Sammelband relevant sind.

Mündlichkeit

Wenn in namenkundlichen Texten von gesprochener Sprache die Rede ist, so bezieht man sich gemeinhin auf ältere Sprachstufen, die nicht selten aufgrund der Analyse der Eigennamen beschrieben werden können. So sind sich die Onomasten über die sprechsprachliche Herkunft der Eigennamen einig: Familiennamen tradieren beispielsweise oft regional- oder lokalsprachliche Ausdrücke, die längst nicht mehr verwendet werden. Mündlichkeit wird hier quasi als Vorstufe der verschriftlichten Verwendung von Namen betrachtet, wobei es die Aufgabe der Namenkundler ist, durch die etymologische Analyse der Namen auf die ursprüngliche (sprech)sprachliche Form der untersuchten Spracheinheiten vorzudringen. Dieses Verständnis von Mündlichkeit teilt die historische Onomastik mit der Dialektologie. Tatsächlich bestehen zwischen den Erhebungsmethoden beider Disziplinen

große Ähnlichkeiten: Man denke an die Art und Weise, in der Daten für die ersten Sprachatlanten gesammelt wurden (vgl. Simoni-Aurembou 2002 über die Feldforschung, die Edmond Edmont und Jules Gilliéron für die Erstellung des *Atlas Linguistique de la France* geleistet haben) und vergleiche sie mit jüngeren Arbeiten aus dem Bereich der Namenkunde (z. B. Windberger-Heidenkummer 2001): Die Erhebung der Daten anhand eines vorgefertigten Fragebogens, der im Rahmen eines Gesprächs mit so genannten „Informanten“ eingesetzt wird, ist mit großer Kontinuität beibehalten worden (wobei in neuerer Zeit die digitale Aufzeichnung des Gesprächs als zusätzliche Etappe der Datensammlung eingeführt wurde).

In einer anderen Perspektive – die sich im soziolinguistischen Unterscheidungskriterium der *Diamesis* widerspiegelt – wird die gesprochene Sprache gleichsam als *Genre* interpretiert, die einer geschriebenen (meist literarischen) Sprache entgegengesetzt wird. Diese Auffassung geht einerseits aus der philologischen Tradition hervor, andererseits ist sie aber auch im pragmalinguistischen Ansatz präsent. Die Philologen haben schon im 19. Jh. versucht, gewisse Eigenschaften der Eigennamen mit deren sprechsprachlicher Verwendung zu erklären. Besondere Beachtung haben hierbei Studien zur Prosodie der Eigennamen in den klassischen Kultursprachen Europas gefunden (Hosius 1895, Hempl 1896, Cipriani 1913). Hier lässt sich auch der in diesem Band enthaltene Aufsatz von POCETTI einreihen (Kap. 2), der sprachliche Phänomene in lateinischen Texten untersucht, die in diesem Sinne auf Mündlichkeit verweisen.

Obwohl die Überlegungen pragmalinguistisch orientierter Forschung andere Ziele verfolgen, kann man auch in dieser Disziplin eine eher idealisierte Vorstellung von Mündlichkeit feststellen: Dies kommt insbesondere in der Tatsache zum Ausdruck, dass sich die traditionelle Pragmatik stets auf Beispiele gesprochener Sprache beruft, die nicht etwa aus einer wie auch immer gearteten Erhebung hervorgehen, sondern gänzlich durch die Introspektion des Forschers entstanden sind (vgl. Searle 1958).

Gesprochene Sprache wird außerdem in jüngeren Ansätzen als empirisches Datenmaterial verstanden, das mit Hilfe von Audio- und Videoaufzeichnungen festgehalten werden kann und somit die Grundlage einer detaillierten Analyse bildet, die unter anderem – und im Unterschied zu anderen Forschungsrichtungen – auf das wiederholte Abspielen der registrierten Daten zurückgreifen kann. Mithilfe solcher Aufzeichnungen sind beispielsweise Arbeiten im Bereich der Sozioonomastik und vor allem der interaktionalen Onomastik entstanden. Bevor wir diese neueren Forschungsrichtungen beschreiben, kommen wir im folgenden Abschnitt aber auf den pragmalinguistischen Ansatz zurück, der vor allem im deutschen Sprachraum zahlreiche namenkundliche Studien hervorgebracht hat.

Pragmatik der Eigennamen

Der Einfluss, den die Pragmatik in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht nur auf die Sprachwissenschaft ausgeübt hat, spiegelt sich auch in den namenkundlichen Studien jener Zeit wider: Während Zabeeh (1968) sich der vorwiegend philosophischen Betrachtung der Eigennamen verschreibt, legt Dobnig-Jülch (1977) eine Studie vor, in der die Autorin die Verwendung von Tiernamen untersucht. Neben einzelnen Analysen dieser Art ist die Forschungsrichtung – die man, einem Aufsatz von Otmar Werner folgend, als *Pragmatik der Eigennamen* definieren könnte (Werner 1995) – in der Tat nur in wenigen Beiträgen behandelt worden (Werner 1986, 1995, Ruoff 1995, Hoffmann 1999). Es handelt sich hierbei um Versuche, die Eigennamen in ihrem kontextuellen, dialogalen Umfeld zu analysieren – teilweise unter Zuhilfenahme von Aufzeichnungen (z. B. Ruoff 1995, der stilistische Fragen im Zusammenhang mit Eigennamen erläutert). Es bleibt ungeklärt, ob in den Aufsätzen von Werner (1986, 1995) die besprochenen Beispiele erfunden, zufällig „aufgegriffen“, oder tatsächlich empirisch belegt sind. Seine Analysen lassen jedoch Schlüsse zu, die über die traditionelle Sinn-/Referenz-Problematik hinausgehen. Der Autor hebt insbesondere hervor, dass der mit einem Eigennamen bezeichnete Gegenstand in manchen Fällen erst konstituiert werden muss: „U. U. muss auch das Referenzobjekt selbst erst konstituiert und definiert werden: Von wo bis wo soll der eine, von wo an soll der andere Straßename gelten? Sollen zwei künftig zusammen verwaltete Orte einen eigenen Namen erhalten [...]?“ (Werner 1995: 482). Diese Überlegungen stellen die in der Onomastik weit verbreitete Annahme in Frage, wonach der Eigenname auf ein Objekt verweist, das vor der Referenzierung bereits als solches erkannt wird. Das Hauptverdienst der pragmalinguistischen Erforschung der Eigennamen liegt somit darin, den Versuch unternommen zu haben, onomastische Fragestellungen in einen zeitgenössischen sprachwissenschaftlichen Diskurs zu stellen (vgl. auch Debus 1985, Van Langendonck 1985, Knechtges 1999, Blanár 2001).

Gesprochene Sprache als empirische Grundlage

In den bisher vorgestellten Forschungsansätzen wird der gesprochenen Sprache zwar jeweils eine sehr große Bedeutung für die Untersuchung der Eigennamen zugeschrieben. Eine methodische Auseinandersetzung mit den analytischen Vorgehensweisen, die der Untersuchung mündlicher Sprachproduktionen dienen, ist jedoch nicht vorgelegt worden. Die Ansätze, die von einer empirisch fundierten Erforschung der Eigennamen in der gesprochenen Sprache ausgehen, sind rar: Es handelt sich einerseits um die Sozio-

onomastik, welche sich auf die soziolinguistische Tradition beruft, und andererseits um die interaktionale Onomastik, die sich des analytischen Instrumentariums der Konversationsanalyse bedient.

Sozioonomastik und Soziolinguistik

Daten aus der gesprochenen Sprache werden in der Namenkunde zuweilen zu Rate gezogen, um ein Inventar der geläufigen Namensvarianten zu erstellen. Windberger-Heidenkummer (2001) verbindet beispielsweise einen soziolinguistisch orientierten Ansatz mit einer strukturalistisch geprägten Referenztheorie und dokumentiert so die räumliche Orientierung der Sprecher bei der Verwendung von Flurnamen. Die Erkenntnisse dieser Forschungsarbeit fußen auf Audioaufnahmen, die ausschließlich dazu dienen, Toponyme aus den Gesprächen zu extrahieren und sie als isolierte, dekontextualisierte onymische Einheiten zu untersuchen. Die diskursiven Aspekte werden dabei vernachlässigt. Diese Art der soziolinguistisch inspirierten Namenkunde kann der Sozioonomastik gegenübergestellt werden, die ihrerseits verschiedene Ansätze unter der gleichen Etikette vereint: Aus der Philologie ist jener Bereich hervorgegangen, der die sozialen Aspekte untersucht, die bei der Namengebung von entscheidendem Einfluss sind (vgl. Walther & Schulteis 1974) und in dem die Eigennamen vorwiegend auf der Grundlage schriftlicher Dokumente (Urbare, Kirchenbücher usw.; vgl. Kohlheim 1977) beschrieben werden. Ein neuerer Ansatz der Sozioonomastik erforscht hingegen die Namensvarianten, die verschiedene soziale Gruppen (Jugendliche, Senioren, Gastarbeiter, Touristen usw.) verwenden, um auf einen bestimmten räumlichen Referenten hinzuweisen. Dabei stoßen vor allem urbane Verhältnisse auf das Interesse der Forscher: Ainiala & Vuolteenaho (2006) untersuchen beispielsweise die onymischen Elemente, welche unterschiedliche soziale Gruppen einsetzen, um über bestimmte topografische Einheiten (Stadtviertel, Straßen usw.) Helsinkis zu sprechen. Aus der italienischsprachigen Forschung stammt die Arbeit von Pablé (2000, 2009) über die mikrotoponymischen Varianten, welche die Einwohner von Bellinzona (Hauptort des Kantons Tessin) verwenden. Weiterhin nennenswert ist der Aufsatz von D'Agostino (2006): Die Autorin zeigt auf, wie Einwanderer, die sich in Palermo niedergelassen haben, neue Ortsnamen kreieren, die kaum von den gebürtigen Palermitanern verwendet werden. D'Agostino erkennt in diesem Phänomen daher eine identitätsstiftende Komponente.

Obwohl die meisten Autoren keinen Moment zögern würden, die Sozioonomastik als soziolinguistische Disziplin zu bezeichnen (vgl. Debus 1995), ist deren Zugehörigkeit zur Soziolinguistik dennoch nicht unumstritten. Während die Sozioonomastik sich damit begnügt, gesellschaftlich relevante

Fragestellungen in Rahmen der namenkundlichen Untersuchungen zu berücksichtigen (ohne jedoch am wissenschaftlichen, soziolinguistischen Diskurs teilzunehmen), untersucht die Soziolinguistik die sozialen Aspekte, die mit der Benennungspraxis und mit der Verwendung von Eigennamen einhergehen: Namenkonflikte, Probleme die sich beim Sprachkontakt, bei mehrsprachigen Personen oder bei Sprachminderheiten ergeben sind nur einige der Fragen, die in der Soziolinguistik behandelt werden (vgl. Akin 1999, Wyss 2004, Manzano 2006, Boyer 2008). Die Sozioonomastik dagegen stellt die Frage der soziologischen Funktionen der Namen und behandelt diese als Indikatoren einer Zugehörigkeit der jeweiligen Personen zu bestimmten sozialen Gruppen (z. B. Standeszugehörigkeit, Religionszugehörigkeit usw.).

Interaktionale Onomastik und Konversationsanalyse

Betrachtet man die Arbeiten, die im Bereich der Konversationsanalyse zu den Eigennamen veröffentlicht wurden, so lassen sich durchaus gewisse Interessensgebiete identifizieren, die auch von der Onomastik beleuchtet werden: So haben sich Konversationsanalysten in besonderem Maße mit der Frage der Referenz der Eigennamen auseinandergesetzt. Anders als die theoretische Namenforschung stützt die Konversationsanalyse ihre Untersuchungen ausschließlich auf sprechsprachliche, interaktionale Daten. Das Referieren wird nicht so sehr als ein „Zeigen auf“ einen extralinguistischen Gegenstand verstanden, sondern vielmehr als ein „Konstituieren“ eines für die Interaktion relevanten Objekts. Das Referieren wird demnach als eine interaktionale Handlung gesehen, die im Gespräch beobachtbar ist. Interessanterweise decken sich die bisher von der konversationsanalytischen Forschung untersuchten Einheiten mit den zwei großen Kategorien der Namenkunde: Während das Referieren auf Orte nur in bescheidenem Maße untersucht worden ist (Schegloff 1972, Auer 1979, Mondada 2000, Myers 2006), ist gerade in jüngster Zeit ein steigendes Interesse für die referenzielle Verwendung von Personennamen festzustellen (Sacks & Schegloff 1979, Auer 1983, Downing 1996, Schegloff 1996, 2007, Enfield & Stivers 2007, Lerner & Kitzinger 2007, Oh 2007, Halonen 2008).

In ihrer Analyse der Verwendung von Personennamen in der Interaktion beschreiben Sacks & Schegloff (1979) zwei Prinzipien: Zum einen beobachten sie eine Präferenz für die Minimierung referenzieller Mittel – wonach jeweils die kürzeste (sprachliche) Form für das Herstellen der Referenz (d. h. Namen und Pronomina) vorgezogen wird, zum anderen erweist sich, dass die Sprecher die Referenzierung jeweils rezipientengerichtet vornehmen. Das Konzept des *recipient design* besagt, dass die Sprecher ihre verbalen

Handlungen gleichsam auf den jeweiligen Gesprächspartner zuschneiden: Im Falle der Personenreferenz bedeutet dies, dass sie minimale Referenzformen (wie Namen) nur dann verwenden, wenn sie davon ausgehen, dass der Gesprächspartner die damit bezeichnete Person problemlos identifizieren kann. Diese Referenzformen nennen die Autoren *recognitionals*. Die spezifische Untersuchung der sequenziellen Positionen, in denen Eigennamen im Laufe des Gesprächs genannt werden, lässt Schegloff (1996) erkennen, dass diese vorwiegend in den anfänglichen Gesprächsphasen verwendet werden (*initial reference occasions*), während in späteren Phasen des Gesprächs (*subsequent reference occasions*) vermehrt Proformen gebraucht werden, um auf denselben Referenten zu verweisen. Ausgehend von diesen Beobachtungen untersucht Schegloff diejenigen Fälle, in denen Personennamen nicht nur am Anfang des Gesprächs, sondern auch in den darauf folgenden Sequenzen vorkommen. Es stellt sich heraus, dass solche „späte“ Nennungen einerseits die Gesprächsart kennzeichnen – so kommen sie vor allem im Konfliktgespräch häufig vor – und andererseits von den Sprechern dazu verwendet werden, um interaktional relevante Handlungen zu vollziehen, wie beispielsweise die Einführung einer Uneinigkeit ausdrückenden Sprechhandlung (*disagreement*) oder der Übergang zu einem neuen Gesprächstopic. Damit geht das konversationsanalytische Interesse für Personennamen über die eigentliche Referenzproblematik hinaus und setzt sich mit Fragen auseinander, die sowohl den sequenziellen Aufbau des Gesprächsverlaufs, als auch die sozialen und pragmatischen Effekte der Namenverwendung dokumentieren (vgl. Watson 1981, Schwitalla 1995, De Stefani 2004, Mondada 2004).

In Bezug auf die Toponyme ist insbesondere der Aufsatz von Schegloff (1972) hervorzuheben, in dem der Autor nicht nur untersucht, *wie* die Sprecher einen Ort beschreiben, sondern auch *wann* sie Ortsbeschreibungen verwenden. Dieser Ansatz, der nicht nur Toponyme, sondern auch Deiktika und Gattungsnamen berücksichtigt, analysiert die Verwendung so genannter „Ortsbezeichnungen“ (*place terms*, Schegloff 1972: 81) unter Berücksichtigung der interaktionalen Aktivitäten in die sie eingebunden sind.

Für einen Ort können theoretisch unendlich viele verschiedene Bezeichnungen verwendet werden: Anstelle des Ausdrucks „mein Haus“ kann auch eine Beschreibung wie „neben der Bäckerei“ – beispielsweise in Wegbeschreibungen – verwendet werden (vgl. Myers 2006). Die Verwendung von Ortsbezeichnungen hängt aus dieser Perspektive mit situativen, kontextuellen und interaktionalen Kontingenzen zusammen. So spiegelt sich die Lokalisierung der Gesprächsteilnehmer in der Verwendung der Ortsbezeichnungen wider (laut Schegloff 1972: 86 würde z. B. ein Amerikaner, der nach Frankreich reist, von einer Reise nach „Europa“ sprechen). Auch die Art und Wei-

se wie Gesprächsteilnehmer kategorisiert werden, schlägt sich im Gebrauch der Ortsbezeichnungen nieder; umgekehrt ermöglicht die Nennung einer Ortsbezeichnung eine Sprecherkategorisierung (z. B. als „Fremder“, „Ortsansässiger“ etc.). Im Bereich der Namenkunde sind Fragestellungen dieser Art in den vergangenen Jahren vorwiegend innerhalb der Italianistik behandelt worden (vgl. De Stefani 2006, 2009, De Stefani & Pepin i. D.).

Eigennamen als problematische Einheiten

Eigennamen stellen in der sprachwissenschaftlichen Forschung nicht nur Forschungsobjekte dar: Oft sind sie auch sprachliche Einheiten, die in der korpusbasierten Bearbeitung von Sprachdaten ein Problem repräsentieren. In der diskurs- und konversationsanalytischen Tradition werden beispielsweise ethische und juristische Fragen, die mit dem Schutz der Privatsphäre einhergehen, sehr ernst genommen. Aus diesem Grund werden Eigennamen (sowohl Personen- als auch Ortsnamen), die in einem Korpus vorkommen, häufig anonymisiert. Obwohl dieser ethische Anspruch auf den ersten Blick lobenswert erscheint, stellt er die Forscher, die Eigennamen mithilfe eines diskurs- oder konversationsanalytischen Instrumentariums untersuchen wollen, vor ein schier unlösbares Dilemma. Versuchen diese Forschungsrichtungen durch die Anonymisierung der Daten zu verhindern, dass Rückschlüsse auf die Identität der Teilnehmer gezogen werden können, hat die dialektologisch ausgerichtete Onomastik eine dazu genau entgegengesetzte Herangehensweise: Die Sprecher – üblicherweise als „Informanten“ oder „Gewährspersonen“ bezeichnet – werden nicht selten mit ihrem vollen Namen genannt, der durch weitere Angaben (Wohnort, Beruf, Alter, Geschlecht usw.) ergänzt wird. Solche Informationen tragen zum einen dazu bei, die Authentizität der Daten zu belegen, zum anderen werden damit bestimmte sprachliche Phänomene mit den traditionellen, aus der Soziologie übernommenen Parametern in Verbindung gebracht.

Die Beiträge

Das vorliegende Buch setzt sich mit der Verwendung der Eigennamen in der gesprochenen Sprache unter vier verschiedenen, aber komplementären Standpunkten auseinander: a) die Beziehung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, b) die soziolinguistischen und anthropologischen Aspekte der Eigennamen, c) die Pragmatik der Eigennamen und d) die Verarbeitung der Eigennamen in Korpora gesprochener Sprache. Die folgenden Abschnitte sind mit der Absicht verfasst worden, dem Leser eine inhaltliche Übersicht zu geben.